

Louw Barnard?



Louw Barnard in seinem Senyati Safari Camp in Botswana

Warten am Wasserloch

Nach mehreren Misserfolgen und Schicksalsschlägen suchte der afrikanische Farmer sein Glück bei den Elefanten VON DANIELA MEYER

Drei Monate lang saß Louw Barnard an seiner auf lange Holzpfähle gebauten Bar direkt am Wasserloch. Abend für Abend. Er wartete, zum Schluss verzweifelt, auf Tiere und Touristen. Ein letztes Mal hatte er versuchen wollen, etwas aufzubauen. Etwas, das nicht wieder scheitert. Etwas, das bleibt.

Sein gesamtes Vermögen, 2,5 Millionen Pula, umgerechnet rund 250 000 Euro, hatte er in seine Lodge investiert, sieben Kilometer entfernt vom berühmten Chobe-Nationalpark in Botswana. Ein idealer Ausgangspunkt für touristische Aktivitäten. Riesige Elefanten- und Büffelherden durchstreifen das Buschland. Löwen, Leoparden, Flusspferde und Krokodile – was das Safariherz begehrt, kann man hier sichten.

Louw hatte gehört, dass sich der Tourismus seines Landes schnell entwickeln würde. Zahlen aus einer Studie des World Travel & Tourism Council belegten das. Derzufolge avancierte der Tourismus vor Beginn der Finanzkrise im Jahr 2007 mit einem Wachstum von fast acht Prozent zum zweitwichtigsten Wirtschaftsstandbein Botswanas.

Das Land besteht zu rund 40 Prozent aus Nationalparks und Schutzgebieten. Im Norden liegt das Okavango-Delta – das größte Binnendelta der Welt. Im Zentrum erstreckt sich mit einer Fläche größer als Dänemark das Central Kalahari Game Reserve. Botswana ist politisch stabil und durch großen Diamanten- und Tierreichtum interessant für internationale Investoren.

Queen Mum hat ihm einmal englische Toffees geschenkt

An dem Boom wollte auch Louw Barnard teilhaben. 2007 pachtete er ein Stück Land für umgerechnet 1600 Euro im Jahr. Hübsche Chalets und kleine Waschküchen baute er fast zwei Jahre lang gemeinsam mit fünf Angestellten aus Naturstein, Lehm und Holz. Er ließ nach Wasser bohren und installierte eine Pumpe, die stündlich 3000 Liter an die Oberfläche bringt. Vor dem so geschaffenen Wasserloch errichtete er eine mit Reet gedeckte Beobachtungsplattform inklusive Bar.

Senyati – Platz der Büffel – nannte er sein zwölf Hektar großes Paradies, in dem sich gestresste Stadtmenschen bei Tierbeobachtung und kühlen Drinks erholen sollten. Das war 2009, mitten in der Wirtschaftskrise. Ein Jahr, in dem weltweit gesparrt

wurde – vor allem an Fernreisen. Obwohl Afrika südlich der Sahara mit einem Plus von sechs Prozent die einzige Weltregion mit steigenden Gästezahlen war, ließ sich kein einziger Tourist bei Louw blicken. Geschweige denn ein Büffel.

Jahrzehnte lang hatte sich Botswana prächtig entwickelt. Auch, weil die demokratische Regierung die Einnahmen aus dem Diamantenverkauf in Infrastruktur, das Gesundheits- sowie das Telekommunikationswesen investierte. Seit der Unabhängigkeit 1966 ist das Land mit einem durchschnittlichen Wachstum von neun Prozent eine der sich am schnellsten vergrößernden Volkswirtschaften der Welt. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei 7000 US-Dollar im Jahr. Zum Vergleich: In Mosambik sind es 500 Dollar, in Sambia 1400.

Louw verdiente erst einmal gar nichts. Um die Kosten zu decken, vermietete er sein Haus für 300 Euro pro Monat an französische Elefantenforscher und zog in ein Zimmer neben der Rezeption.

Aus Gewohnheit und weil er nicht viel brauche, wie er sagt, wohnt er dort immer noch. Ein cremefarbener Kunstledersessel, aus dem die Füllung quillt, ein Holzbett, ein Regal mit Familienfotos und kleinen Porzellschuhen, die seiner Mutter gehörten. In einer Ecke, griffbereit neben dem Bett, lehnt ein Gewehr. Das ist die Einrichtung. Neue Sachen will Louw nicht kaufen. Nicht solange er nicht ausschließen kann, dass er wieder scheitert.

Die Farm seiner Eltern hatte er wegen der Maul- und Klauenseuche, die in Botswana immer wieder mal ausbricht, verkaufen müssen. Gerade 200 000 Euro bekam er noch für Land, Hof und 700 Rinder. Das Schlimmste aber war, das Erbe seiner Eltern aufzugeben, das Land, auf dem er aufgewachsen war. »Es hat mir das Herz gebrochen«, sagt er. Und es klingt fast banal, und die etwas unwirsch vorgetragene Bitte, nicht mehr darüber reden zu wollen.

Sonne und Sorgen haben tiefe Linien in Louws rundes Gesicht gegraben. Ein wenig bärtig wirkt er. Schon von Weitem kann man ihn an seinem wiegenden Gang, den dabei weit ausschwingenden Armen erkennen. Seine Geschichten erzählt er leise, bedächtig. Und obwohl er heute wieder Grund zum Lachen hat, zeigt sich über seinem grauen Kinnbart meistens nur ein schmales, fast schüchternes Lächeln.

Als Louw Barnard vier Jahre alt war, 1952, zog die Familie von Südafrika nach Botswana. Die Bedingungen für Farmer waren gut, die politische Lage in der britischen Kolonie entspannt. Die Königsfamilie besuchte ein Jahr später das Nach-

Afrikas Schweiz

Botswana ist eine seit 1966 unabhängige Republik im südlichen Afrika und gilt als ein demokratisches Musterland des Kontinents, was ihm den Beinamen »die Schweiz Afrikas« eingebracht hat. Mit nur zwei Millionen Einwohnern ist Botswana eines der am dünnsten besiedelten Länder der Welt. Dabei ist ein Viertel der Bevölkerung mit HIV infiziert. Die Wirtschaft besteht vor allem aus Bergbau, Fleischproduktion und Tourismus. Die Haupteinkommensquelle des Landes ist der Export von **Diamanten**, und dieses Geschäft dürfte in den kommenden Jahren noch deutlich anwachsen. Der Diamantenkonzern **De Beers** hat jüngst angekündigt, von 2013 an seine Rohdiamanten nicht mehr von London aus, sondern aus der botsuanischen Hauptstadt **Gaborone** (Foto unten: Behördengebäude) zu verkaufen. Damit gibt De Beers dem Druck der Regierung von Botswana nach, das mehr als ein reiner Rohstofflieferant sein will. Für De Beers ist Botswana das mit Abstand wichtigste **Förderland**, und der afrikanische Staat ist seinerseits an dem Diamantenkonzern mit 15 Prozent beteiligt. Beide Seiten haben einen lang laufenden Handelsvertrag abgeschlossen. Zehn Prozent der im Land geförderten Edelsteine will Botswana selbst vermarkten. Das soll der Volkswirtschaft, die im Jahr nach der Rezession von 2009 um sieben Prozent und 2011 um fast sechs Prozent wuchs, neue Impulse geben. Unter den afrikanischen Staaten ist Botswana das Land mit dem besten **Rating**. JUN



barland Rhodesien, heute Simbabwe. »Wir sind hingefahren, und Queen Mum hat mir eine Schachtel englische Toffees geschenkt«, erzählt Louw. Noch heute erinnere er sich an den Geschmack.

An den Wochenenden ging die Familie auf die Jagd. Antilopen, Zebras, Büffel. Und, ja, auch Elefanten hätten sie geschossen. »Das war damals normal. Das Fleisch haben wir getrocknet und gegessen, Haut und Stoßzähne in der Stadt verkauft«, erzählt er. Ein freies Leben sei das gewesen, im Einklang mit der Natur. Noch nie hat Louw Städte gemocht. Zu voll, zu verwirrend. Seine Schulzeit, die er in einem südafrikanischen Internat verbringen musste, hat er in schlechter Erinnerung. Er verachtete das System der Apartheid, das beengte Leben – auf der Straße und in den Köpfen.

Als der erste Elefant auftauchte, öffnete er eine gute Flasche Whiskey

Im Fernsehen schaut sich der 63-Jährige heute oft Berichte über England an. Die TV-Übertragung der Hochzeit von Prinz William und Kate hätte er um keinen Preis verpassen wollen. Aber nach Europa zu reisen, das traut er sich nicht. Er kann sich nicht mal überwinden, seine Tochter in Johannesburg zu besuchen. Dafür nimmt er in Kauf, sie seit vier Jahren nicht gesehen zu haben.

Selbst in das nahe gelegene Kasane mit seinen 8000 Einwohnern und lediglich einer Hauptstraße fährt er nur im Notfall. Einkäufe erledigen Mitarbeiter. Vielleicht ist das normal, wenn einem das Schicksal in der Fremde so übel mitgespielt hat.

Auf Wunsch seiner ersten Frau, einer Südafrikanerin, war er nach der Schule im ungeliebten Nachbarland geblieben. Er studierte Ingenieurwesen und arbeitete dann als Elektriker in einer Aluminiumhütte. »Sie dachte, in Südafrika sei es besser für die Kinder«, erinnert sich Louw. Fünf Monate nach der Geburt der zweiten Tochter starb sie. »Leukämie«, sagt Louw. Auf Mitleidsbekundungen reagiert er schroff, winkt ab. Das sei lange her. Ihren Namen will er nicht sagen. Nur ihren Spitznamen bringt er über die Lippen: Stompi.

Mit seinen beiden Mädchen kehrte er auf die Familienfarm in Botswana zurück. Fünf Jahre später, 1981, heiratete er erneut. Wieder ließ er sich zum Umzug in die Heimat seiner neuen Frau überreden: Simbabwe. Nur zwei Jahre konnten sie dort bleiben, dann wurde es zu unsicher. Politische Unruhen erschütterten das Land. Louw ließ alles zurück: sein Land, das Haus, die Tiere. In Botswana

wollte er neu anfangen, baute mit seiner Frau eine Hühnerfarm auf. Doch die Tiere wurden krank, viele starben. Ein finanzielles Desaster. Die Ehe, aus der zwei Söhne hervorgingen, zerbrach im Streit ums Geld.

»Normalerweise«, sagt Louw, »bespreche ich diese Dinge nur mit den Elefanten.«

Die Tiere, die sich trotz ihrer Größe jeden Abend fast lautlos an Louws Wasserloch versammeln, kennen ihn, seine Stimme. Er ist der Einzige, den sie nah an sich heranlassen. Sie scheinen zuzuhören, wenn er mit ihnen spricht. Sie heben die Rüssel und schnuppern, wenn er vorbeigeht. Und wenn er laut schimpft, weil einer von ihnen mal wieder versucht hat, die Wasserpumpe auszugraben, weichen sie respektvoll zurück.

Genau drei Monate nach Eröffnung der Lodge war der erste Elefantenbulle aufgetaucht. Eine Stunde lang standen Louw und er sich gegenüber, fast reglos. Louw auf seiner erhöhten Bar, der Dickhäuter nur wenige Meter entfernt am Wasserloch. Seine beste Flasche Whiskey habe er zu Ehren seines ersten Gastes aufgemacht, sagt Louw.

Am nächsten Tag kam eine ganze Elefantenherde, drei Tage später die erste Touristengruppe. Seither brummt das Geschäft. Louws Lodge ist berühmt für die großartigen Bedingungen, unter denen man abends bis zu 200 Elefanten und nachmittags große Büffelherden sehen kann. Auch Giraffen und Hyänen zeigen sich am Wasserloch.

Inzwischen steht die Lodge in den wichtigen Reiseführern. Seine Gäste kommen aus Südafrika, etwa 40 Prozent sind Europäer. Russen und Chinesen waren auch schon da. 33 Prozent Auslastung hatte er im ersten Jahr, 2010 waren es schon 60, in diesem sind es mehr als 70 Prozent.

Wie es aussieht, wird er in drei Jahren die Gewinnschwelle erreichen. Bis dahin will er weiter investieren – in Chalets, einen Pool, einen Ranger, der Safaris mit den Gästen unternehmen kann. Trotzdem soll die Lodge ein ruhiges Fleckchen Erde bleiben. Bisher ist das gelungen. Es gibt kein Restaurant, keinen Fernseher, keine Musik.

Louw freut sich über den Erfolg, über die vielen Menschen, die sich abends auf seiner Beobachtungs-Bar versammeln und seine Tiere bewundern. Das Einzige, was er während des Trubels in der Ferienzeit manchmal vermisst, ist diese Stille. Diese absolute Stille, die ihn einst glauben ließ, gescheitert zu sein: »Heute ist es für mich am schönsten, wenn alle weg sind, wenn ich wieder alleine am Wasserloch sitze und auf die Ankunft der ersten Elefanten warte.«